

1924

—

Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr

April 1924

Heft 1

Aufruf

Die Menschenalter in dieser Zeit stehen sich schroffer gegenüber als in der Vergangenheit, deren Weg bestimmt war durch den Glauben an einen gemeinsamen Weltinn. Unsere Kindheit erwuchs in den ~~Hohl-
räumen~~ verbürgerlichter Ideen und wurde reif, als unsere Augen an der ~~Brüstung~~ der Schützengräben sehen lernten.

Was uns Hülle war im Knabenalter, ist uns zum Gegenstand der Ablehnung geworden: eine Umgebung, die den Geist der Überlieferung verloren hat, aber dessen äußerliche Forderungen noch immer erfüllt. Das Notwendige ist heute nicht mehr das Bewegende, sondern das Gewohnte und körperlicher Notdurft Entsprungene treibt eine Menschheit, die bestrebt ist, etwas zu tun — nicht, etwas zu sein.

Unsere Erzieher saßen in Hörsälen: sie überschätzen den Wert des Wissens; ihre Kenntnisse übertreffen die unseren. Uns stellte das Leben zu früh seine Aufgaben; Aufgaben, die keiner Zinsrechnung zugänglich sind; wir ahnen mehr als unsere Führer.

Und wo wir klein wurden unter den Hieben unseres Erlebens, ausgeliefert an den Strom quälender Erkenntnisse — die Jene nur mit ihrem Verstande begreifen werden — wuchs in uns ein Gefühl endloser Verlassenheit. Die Worte, die wir hören, sind abgegriffen; sind zu Lügen geworden, die uns brennen, die Angelogenen.

Wir bringen keine Wissenschaft, wir wünschen die Sinnhaftigkeit wieder ins Leben zu setzen. Wir wollen kein Archiv der Unparteilichkeit sein; wir wollen einseitig sein, denn das Lebensgestaltende ist die Persönlichkeit, welche gleich nahe der Natur und dem Natürlichen steht, welche erfüllt wird von der Wahrheit und Geschlossenheit einer unausdrückbaren Idee. Auszusprechen ist das Gesuchte nicht, denn sonst wäre der Sinn des Daseins gefunden; zu erfüllen ist er durch die Loslösung aus den Fesseln des Nichtverpflichtenden, das uns umgarnen will.

Wir waren Soldaten durch Befehle, die wir nicht gegeben; wir bleiben Soldaten für einen Geist, der uns befiehlt! So soll aus uns

sprechen, was notwendig ist, soll Anklage erhoben werden gegen das Tote, das uns entgegentritt, gegen das Niedrige, das uns nach seiner Art benurteilt, gegen die Lüge, die aufgezogen mit Dummheit und Pfaffen-tum sich spreizt, gegen die Ede der Verstandeserklärungen, die den Menschen jeder Verantwortung entkleiden.

So nehmen wir uns in Pflicht für das, was das Menschliche ausdrückt und gestaltet, für Kunst und Religion, für eine Wissenschaft, die mehr als bloßes Wissen ist.

Mit uns werden zu Worte kommen die Träger einer neuen Zeit, die Männer, die den Schwung neuer Tage in den Adern fühlen, und besonders jene Dichter und Denker Deutschlands, die durch das gleiche Erlebnis wie wir empfinden und träumen. Mit uns werden zu Worte kommen manche, getrennt von uns durch Alter und Ansichten, aber verbunden unserem Streben durch die Ehrlichkeit ihres Weges.

Der Mensch ist kein Tatbestand, sondern Natur, die hundertfältig wächst oder vergeht.

Wir wollen nicht vergehen; wir sind nicht unsehlbar, und der Weg wird uns oft in die Irre führen; denn wir haben keine Verhaltensvorschrift zu erfüllen, sondern eine Erfüllung zu finden. Uns treibt das eigene Gewissen und mächtiger das, was hinter dem Gewissen steht und mehr ist als dieses.

Wie einst Klingfor, der Zauberer und Dichter, der sich des Teufels bedient hatte, dennoch des Glaubens voll an den Sternen las, so mögen unsere Blicke in uns zurückschweifen, immer wieder zu den Lichtern, die den Wert des Menschen aus einem Punkte quellen lassen. Wer nicht befaßt ist in seinem Wesen von einem Unerklärlich-Sinnvollen, der bleibe zurück. Ihn treibt keine Peitche der Verpflichtung; er ist uns Feind.

Klingfor.



Petit, Jasper

< Klingfor >

„vil ich an den Sternen las . . .“

„an dem gelouben las mich nieman swachen.“

(Klingfor im Wartburgkrieg, Strophe 47 u. 104)

zu den Sibinborgin. Do meister Clinfor wonete . . . eyn groissir wol
gelartir man unde eyn wisir, meister in den siben frien kunstin, her was
eyn sternlucher unde Kunde an deme gesterne zukunftige ding gesehin, . . .

(Menden, Script. rer. Germ.)

Klinfor muoz her, dem ist diu tugend . . . erkant.“

(H. v. Osterdingen.)

Johann Plattner

Von Heinrich Zille

V 1924

Johann Plattner ist am 6. März¹⁸ siebzig Jahre alt geworden. Dem Dichter, der in kleinen Verhältnissen so Bedeutendes geschaffen hat wie seine sächsischen Bauerngeschichten, diesem Jeremias Gotthelf unseres Volkes, der aus der Erde Siebenbürgens wachsend ihre Menschen kennt wie keiner, kann Glück nicht gewünscht werden ohne dafür zu danken, daß er einer der wenigen unserer Alten ist, die ganz und gar Männer waren und sind. Bei ihm gibt es keinen Kompromiß in der Kunst, nur Kraft. Was ihn mitunter zwingt, die Einkleidungen seiner Erzählungen zu breit einzulegen, ist Herzensgüte und Lebensweisheit, die größer sind als sein Dichtertum. Wo aber der Mensch in seinen Geschichten auftritt und spricht, steht er greifbar da, in allen Rundungen und Falten erfasst, gefühlt und gestaltet. Keine Spur von jener Schwäche, die siebenbürgische Schriftsteller so häufig ausmacht, von jener angelesenen, verstandgebornen Schriftstellerei der Oberlehrer. Hier ist die Sachlichkeit großer Gestaltung, der Atem einer Sprache, die packen und greifen kann; hier ist das Wort gleichzeitig Träger und Vermittler des Unausprechbaren, des wahrhaft Dichterischen, belebt von einem verstehenden und leisen Lächeln.

So viel der nun Siebzigjährige vom Menschen weiß, so wenig weiß das Volk und besonders die Städter über ihn, denn sonst würden heute auf jedem sächsischen Tisch seine Erzählungen liegen, die zu sammeln und zu drucken noch immer kein Verleger sich verpflichtet gefühlt hat.

Schwerer wiegt als solcher Undank die Unfähigkeit unserer offiziellen

Zeitungskritiker, welche über diesen Dichter hinweggingen und darin einen Fr. Wilh. Schuster lobten. Die Intinklosigkeit unserer Meinungsmacher, welche sich eher durch das Geklinge einer Operette bannen ließen, ist hier am greifbarsten, da ihr der einfache Stoff Plattnerscher Erzählungen zu gering erschien, um auf seine meisterliche Gestaltung zu achten. Bei uns sind Rezensenten gebildete Vielwisser ohne Gefühl, belesen von einer ihr ganzes Leben und Empfinden zerfetzenden Problemhucht. Sie fordern von der Kunst keine Erschütterung, sondern Aufklärung. Sie fühlen sich diesem Dorfpfarrer und Dichter tausendfach überlegen, dessen Bauerngeschichten ihnen kindlich vorkommen, weil sie klar und einfach sind wie alle echte Kunst. Naiv ist Plattner, das ist sein größtes Lob; die schärfste Anklage gegen die schlechten Verwalter der öffentlichen Meinung aber ist, daß sie blind waren einer solchen Natur gegenüber.

Was scheidet die Jugend von Plattner? — Die Zeit, sonst nichts! Seine Persönlichkeit und sein Schaffen sind zeitlos. Er hat als erster der Eigenart unserer Landschaft und ihrer Menschen Ausdruck verliehen, in einer Weise, die ins allgemein Gültige gehoben die örtliche Bedingtheit vergessen und die menschliche allein fühlen läßt. Er ist kein siebenbürgischer Schriftsteller, der bloß hier verstanden werden könnte. Er ist siebenbürgischer Dichter, weil er dem Boden verwurzelt blieb, aus dem er stammt — aber er ist in seinem Schaffen in allen Männen gültig.



24. 2/1924, Seite 7-8

Beil

< Zur deutschen Theaterfrage in Siebenbürgen >

^{deutsche} Das Theater ist in Siebenbürgen nicht der Ausdruck einer
hier vorhandenen Kultur, nicht die Sprechbühne für eine
Seelenwelt, die dem Zuhörerkreis eignet; es ist der Ver-
k^{Westeuropas} k~~Westeuropas~~ für uns, die wir auf den Rändern des
Osten nach dem Abendland sehen. Es ist keine Unterhaltung,
~~für uns~~, denn eine solche Fanden wir ~~XXXX~~ besser bei den

orts-

üblichen Zigeunerkapellen, noch eine Vorrichtung, und Probleme der Neuzeit zu vermitteln; es ist mehr, Gestalt gewordene Kunst. Die Maßstäbe der westlichen Großstädte sind hier nicht am Platze, wenn es diese Frage gilt; dort liegt der Schwerpunkt auf dem „Wie“, hier auf dem „daß“. Nämlich, daß Theater gespielt wird, daß wir im Gezänk der Kirchensteuerzahlerei, in den ohne Zweifel wichtigen Schulsorgen, im Klatsch und im Abklatsch unserer ehemaligen Bedeutung, im politischen Sperlingsgejammer und bürgerlichen Größenwahn nicht ertrinken, daß wir einen Schimmer vor dem auffangen, was über all diesem steht, daß wir einen Hauch dessen spüren, was all diesem erst Inhalt verleiht.

Die Kleinlichkeit unserer Gegenwart, welche neben dem Sinn für das Geistige auch den Sinn für das Notwendige verloren zu haben scheint, indem sie das Notdürftige zu einer Generallehre des Eigennutzes aufbauscht, besitzt bei uns einen für Außenstehende beinahe künstlerischen Reiz, weil sie sich mischt mit einer schematischen Anerkennung des „historisch Gewordenen“. Der Ausspruch, daß es wie bisher weitergehen müsse, weil es immer so gegangen, hat die größte Beweisraft für sich bei einem Volke, das von einem doppelten Augenleiden geheilt werden muß, von seiner Weit-sichtigkeit für das Vergangene und seiner Kurzsichtigkeit für das Gegenwärtige.

Nun! Was hat dies mit dem Theater zu tun?

Erstens, daß aus unserer Theaterorganisation all das ausgeschieden werde, was unfähig ist, uns über das Menschliche — denn nur dieses ist Gegenstand der Kunst — Erhellung zu geben. Also weg mit der Operette!

Zweitens: Die Theatervereine sind eine Notgemeinschaft der Hereingefallenen geworden; liquidiert sie!

Drittens: Schafft Regisseure!

Zur Frage der Operette wird geäußert, daß deren Aufrechterhaltung nötig sei aus finanziellen Gründen; kulturelle werden nicht angeführt, dafür aber traditionelle. Der erste Einwand ist, soweit ich bei den Märzaufführungen in Kronstadt beobachten konnte, unrichtig. Die Operette bringt finanziell weniger ein als das Schauspiel (eine Tatsache, die das Publikum ehrt) und wirft auf keinen Fall einen Überschuß zugunsten der ernstern Bühne ab. Wenn früher Operetten gespielt wurden, so ist das kein Grund, in diesem Fahrwasser fortzufegeln, besonders nicht, wenn man eine weitere Verwässerung unseres Geschmacks verhindern will. Das lebendste Bedürfnis nach diesen Courtis-Mahlereien der Musik wird befriedigt und zwar in einer ordentlichen Weise durch die Operettenaufführungen der örtlichen Musikvereine. Eine mehrtägige oder gar mehrwöchentliche Operettenspielzeit aber zerstört nicht nur die Wirkungsmöglichkeiten des Schauspiels, sondern schmälert auch dessen Erträgnisse.

schne

Daß wir finanzielle Fragen berühren müssen, ist bedingt durch die Organisation unseres Theaters. Früher, als Geschäftsleute mit ihren Kullissen und Wimen im Lande herumzogen, war das Theater wohl schlechter, aber es ärgerte niemand, weil es die Sache eines anderen war. Heute haben wir ein eigenes Theater, welches so viel Kinderkrankheiten zu bestehen hat, daß der Patient darüber jede Kraft zu verlieren droht, denn seine Krankheiten sind, soweit sie sich auf das Organisatorische beziehen, organischer Natur. Ein Theater ohne Fachmänner gründen heißt, die Gründer in die Zugluft der Bühne locken, wo sie das Reißen kriegen, daß die Bühne umreißt. Der Mut lohnt sich wohl selbst, der hier bewiesen wurde; ~~aber~~ er lohnt sich nicht für das Theater, welches ihm sein Entstehen dankt, aber sein Stehenbleiben von ihm nicht lernen wird. Was hilft der gute Wille, der hier ein Arbeitsfeld geschaffen hat, wie wir es ähnlich nie besessen haben, wenn er bismarckisch darauf vertraut, daß der in den Sattel gesetzte Reiter auch reiten könne. Dieser schleppte nicht nur die Operette mit, sondern sitzt schief im Sattel, weil er von rechts aufgefressen ist. Zur Bühne gehören keine Sonntagsreiter; die mögen sich gelegentlich im Tatterfall tummeln; ~~aber~~ ins Freie gelassen, bieten sie bloß ein Bild der Erheiterung.

Die geschäftliche Seite der Theaterangelegenheit braucht zu ihrer Ordnung Geschäftsleute und keine Zentralisation, keine Filialen des Theatervereins, sondern in ihrem örtlichen Rahmen vollkommen selbständige Organisationen, die am Gewinn in irgend einer Weise beteiligt sein müssen, aus zwei Gründen, um die Tätigkeit der Organe anzuspornen und um der Abhängigkeit von Stiftern zu entgehen. Die Zentralleitung möge sich dabei nur auf diejenigen Dinge beschränken, die keine künstlerische Beurteilung brauchen und keine örtlich lösbaren Fragen berühren; sie möge also im Wesentlichen die Abrechnungs- und Ausgleichsstelle, die diplomatische Verständigungskanzlei für die Unterverbände abgeben. Der rechtliche Rahmen hiefür ergibt sich aus dem Handelsgesetzbuch. Das Betriebskapital kann durch Aktien aufgebracht werden, wobei der Vorstand nichts anderes als die wirtschaftliche Seite des Unternehmens zu überwachen hätte, während der künstlerische Leiter der Truppe zwar von ihm angestellt, dann aber völlig selbständig gelassen werden müßte, wenn wirklich Theater gespielt werden soll. Der künstlerische Leiter hätte den Spielplan zu bestimmen, Schauspieler zu engagieren, mit den Ortsverbänden (rechtlich etwa dem Ausschuß der lokalen Aktienbesitzer oder deren Beauftragten) zu verhandeln und mit diesen zusammen die Pflicht, eine bestimmte Ertragssumme für jede Aufführung an die Oberleitung abzugeben. Der Überschuß wäre sinngemäß zu verteilen an die Oberleitung, die Schauspieler und die Ortsvereine.

Die Organisation auf solcher Grundlage ist möglich, sofern jeder Ballast über Bord geworfen wird, der unkünstlerisch und unsachlich ist, wenn also die Operette verschwindet. An der Spitze nicht nur der künstlerischen, sondern ebenso der geschäftlichen Abteilung, wenigstens bei der Truppe selbst, muß ein Mann stehen, der die Bühne kennt. Voraussetzung ist die Loslösung aus den Fesseln und Schulden der bisherigen Vereine.

Diese Skizzierung genügt als Schema für die äußere Erneuerung unseres Theaters. Sie ist unvollständig, gibt aber die Begrichtung an. Die nähere Orientierung mögen Verhandlungen der Verantwortlichen suchen.

Die künstlerische Frage zerfällt in die Fragen des Ensembles, der Regie und des Spielplans. Wir gehen auf alle ein, indem wir als Grundlage der Betrachtung die letzten Aufführungen in Kronstadt nehmen.

Man kann in Großstädten, welche bei einem Duzend von Bühnen jede Art von Schauspiel dem Publikum zur Auswahl lassen, den Spielplan auf ein Stück stellen; die Einzelbühne, welche dort kein anderes Ziel verfolgen kann, als ein bestimmtes Werk gut auf die Bretter zu setzen, ist hier zum Mittelpunkt geworden, ist, auch ohne es zu wollen, mit viel mehr Macht versehen, mit Macht, die verpflichtet. Die kurzen Spielzeiten sind keine Reihe von Spieltagen ohne Zusammenhang, sondern eine gestellte Frist, welche beherrscht werden muß durch Auswahl der Stücke. Dabei ist der Ton der Aufführungen nicht äußerlich festzusetzen, etwas nach Dürsterheit oder Tendenz der Werke oder gar nach literarischen Daten, sondern zu stimmen nach einem Programm, nach einer, wenn auch kaum ausdrückbaren und beweisbaren Steigerung der Erschütterungen, die das Theater bewirken kann. Man beginne zum Beispiel mit den „Räubern“, spinne den Klang fort durch den „Don Carlos“ und senke ihn ins Schwere durch Büchners „Woyzeck“, reiße ihn empor durch Romain Rollands „Danton“, werfe ihn weiter in die „Weber“, führe ihn zu Unruhs „Geschlecht“, zu Bert Brechts „Trommeln in der Nacht“ und lasse ihn im Großen ertönen durch den „Faust“. Ein solches Programm schließt nicht aus, daß Lustspiele mit ernstesten Stücken wechseln. Der Eindruck einer Aufführung verfliegt nicht in einem Tage, wird aber gründlich zerstört durch schlechte Stücke, die jede Lust am Theater rauben. Dabei halte/derjenige, der die Auswahl der Schauspiele trifft, vor Augen, daß er der Bestimmende ist, daß das Publikum und dessen Geschmack unmaßgeblich sind, weil jenes bloß die Saiten ~~ist~~ sein^{es} ~~Schallens~~ ^{Instrumentes} abzugeben hat.

Welche Aufgabe harret hier eines großen Dramaturgen und Regisseurs! bei diesem Publikum, das bestenfalls etwas musikalische Kunst, sonst aber

nicht einmal ~~Theater~~ besitzt, das weder schlecht noch gut, sondern bloß aufnahmefähig ist. Es ist zu allem zu fähig, am leichtesten allerdings zu seiner eigenen Beschaffenheit, wie aus dem Eindruck der Aufführung eines Stückes ersichtlich war, welches das Unglaublichste an Kleinbürgerlichkeit darstellt. Ich meine die „Armut“ von Anton Wildgans, dieses Schauspiels, das eine spießbürgerliche Weltdeutung mit den Mitteln des Spießers vollbringt. In diesem Stücke überrascht nichts, weil alles so kommt, wie es die Angst vor Entgleisungen des Dichters befürchtet; nun sind diese Entgleisungen aber triebhaft aus der Existenz eines hervorgebrochen, der sich niemals zur Freiheit des Lebens, aber auch nie zur Leidenschaft, höchstens zu schlecht gereimtem Pathos aufschwingen konnte. Hier hat kein Dichter gedichtet, sondern ein Postbeamter seine Erziehung abgeschrieben. Wenn selbst die Romandummheit der Gestalten: der Schreiber als Christus mit Zwickler, der Amtsvorsteher, welcher mephistophelisch und faustisch in einer Person (die auch gleichzeitig der Tod mit Taschenuhr ist) auftritt, der Gymnasiast, welcher, sofern er gerade nichts zu sagen hat, in der Zimmerecke Welträtsel zynisch-gläubig in Reime bringt, wenn selbst die Tochter, welche sich für den Vater dem selbstverständlich verführungsbedürftigen Zimmerherrn offeriert, wenn der Zimmerherr, der rasch geläuterte und am Totenbett Heiratsanträge vorbringende, wenn auch all dieses möglich wäre bei einem Dichter, der es beherrscht, so ist es ein Skandal bei diesem, der eine naturalistische Gestaltung mit faustischen Versen mystisch durchbricht, der nirgends Kraft findet, wahrhaft zu sein, dessen Dichten und Denken Klischees sind. Nun besitzt dieser Dichter einen guten Ruf, zwar auch diesen nur, weil er wie ein braves Mädchen nichts angestellt hat, was der Rede wert wäre, aber er besitzt mehr, die Fähigkeit, auf ein Publikum, das nichts als sich kennt, zu wirken durch das, was ihn nicht vom Publikum trennt, durch jene Gefühlsnarrheit, aus der die Verlogenheit unserer bürgerlichen Ideale stammen. Er ist eine Gefahr, nicht für wahre Kunst, aber für die Eindrucksmöglichkeiten der Kunst; er wirkt wie ein Buch von Marlitt: Stumpfheit-verstärkend!

Wir dürfen solche Stücke nicht aufführen, sie schaden mehr als ein geiler Schwanke, der die Wirklichkeit offensichtlich übertreibt und verzerrt.

Hätten wir uns ebenso vor manchen Ibsenstücken, die nur aus den Problemen der 90-er Jahre zu erfassen sind, aber keine immerbleibenden menschlichen Leidenschaften gestalten, wie ~~der~~ „John Gabriel Borkmann“.

Das Theater besitzt bei uns Aussichten wie in keiner Großstadt; es ist bei uns nur möglich mit einem festen Stamm von mindestens für ein Jahr verpflichteten Schauspielern; es kann nur ein Ensembletheater sein. In den Großstädten, wo heute die großen Schauspieler nur für

bestimmte Aufführungen gewonnen werden ~~können~~, verkümmern die Mitspieler, weil sie sich nicht aufeinander einarbeiten können. Uns schätzen äußere Verhältnisse vor dieser Gefahr, wir sind gezwungen, ein einheitliches Spiel zu erstreben, indem wir ~~eine~~ erfüllen müssen, was noch unerkannt zu sein scheint, ein Ensemble ~~zu werden und~~ unter eine straffe Leitung zu stellen. Die Regiefrage ist die wichtigste von allen. Ist sie gelöst, so vermögen wir in Siebenbürgen eine Bühne aufzustellen, die erstklassig ist. Wir werden keine Weltchauspieler besitzen, aber ein Theater, das groß sein kann durch seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, durch *Vs* die Begeisterung seiner Mitglieder. Um ~~diese~~ menschlich an uns zu binden, muß ihnen eine bessere gesellschaftliche Behandlung, als sie bisher erfahren haben, gewährt werden. Die bürgerlichen Einwände gegen den Schauspieler außerhalb der Bühne werden sofort ihre Gültigkeit verlieren, wenn die Operettenspieler verschwunden sind.

Die Regieführung des jetzigen Theaters ist ausdruckslos. Aufführungen, wo keine fühlbare Gesamtleistung geschaffen wird, wo der besser begabte und intelligentere Spieler sich ein eigenes Bild seiner Rolle macht, welches den Kollegen ad absurdum führt, sind ein quälendes Treiben von Personen, die scheinbar miteinander, ~~aber~~ tatsächlich durcheinander spielen. Keine einzige Aufführung der Kronstädter Spielzeit war in sich geschlossen. Nirgends war der einheitliche Ton gewahrt, war Steigerung und Tempo richtig verteilt, gab es eine gute Raumsfüllung der Bühne. Die Einzelleistungen waren mitunter der Beachtung würdig, in erster Linie das Spiel von Max Werner Venz, der nie unwahr wurde, der niemals seine Kräfte und seine etwas schwache Stimme überspannte. Wie sehr die Regieführung daneben griff, zeigt das Beispiel Ebert-Grassows im „Wettlauf mit dem Schatten“. Er spielte den Dichter mit einer Männlichkeit, die ihm (Ebert) eigen ist, aber nicht einem von innerer Hellsichtigkeit besessenen Menschen. Der Regisseur hätte dies erkennen müssen. Das unverwundliche Lustspiel Bunbury wirkte zweifellos, ~~aber~~ *Vorch* die Pointen Wilbeschen Wizes und Unsinns versackten in einer gleichbleibenden Lustigkeit, der jedes Temperament fehlte.

Genug der Beispiele! Die heutige Truppe könnte zehnmal besser sein, wenn sie nicht bloß geleitet, sondern auch geführt würde. Wenn über ihr die Diktatur des Regisseurs errichtet wäre, dem sich auch der Theaternaler zu unterstellen hat. Die Gegensätze der persönlichen Eignung und Stückauffassung der Schauspieler, die große Spannung zwischen Dichtung und Bühne, die von vornherein immer bestehen, die dritte Ecke dieses Dreiecks, das Publikum, sie müssen durch den Spielleiter zu einer Gestalt gebracht werden. Dieser hat das Unwahrscheinliche zu leisten, die

Ecken

des Dreiecks in einen Punkt zu legen. Was nützen begabte Schauspieler ~~an der Hand, wenn sie~~ ^{aber}, wenn sie auf eigene Faust losspielen? War bei einer der letzten Kronstädter Aufführungen die Sprechweise, die Haltung, die Bewegung auf der Bühne, die Raumbefüllung so, daß sie nicht anders hätte gedacht werden können, nachdem der Vorhang sich gehoben hatte? Stücke vertragen manche Auslegung, aber die einmal gewählte und in der ersten Szene angeklungene muß sich entfalten, darf nicht von Akt zu Akt die vorausseilende Phantasie in eine andere Richtung willkürlich weisen; Szene aus Szene muß sich entwickeln und nicht aneinander reihen, unorganisch und kaum in sich selbst gecllossen.

Der Regisseur ist zu suchen; ihm muß Macht gegeben werden und Zeit. Dann werden wir bei vorhergegangener Lösung der äußeren Fragen, welche erlauben, daß gespielt wird, auch erleben, wie gut hier gespielt werden kann, — ohne Weltchauspieler, die allein ein Stück zu tragen vermögen, — mit Schauspielern, welche zusammen ein Rundes schaffen, wahres Theater.

Es wäre sogar möglich, ein Siebenbürgisches Theater zu schaffen mit landschaftlich und menschlich bedingter Eigenart, verschieden von den sonstigen deutschen, wenn wir ein Publikum hätten, das Theaterkultur besitzt, wenn es hier eine gläubige Theatergemeinschaft gäbe — aber das sind alles Wenn's, die mit einem Nie einen Satz bilden.

Petit

Ref. 2/1924, Seite 59-65

Die „Entwurzelten“

Von Heinrich Zille

Eine Zeitschrift, wie die vorliegende, will der literarischen Produktion und dem literarischen Urteil dienen . . . Leider hat man den Eindruck, daß . . . (das Eintreten für J. Platten) . . . aus Opposition und Effekthascherei geschieht . . . um einen angesammelten Groll gegen die sächsische Dichtung und deren Beurteilung in unserer öffentlichen Kritik sich austoben zu lassen. Wie könnte man sonst die Seitenhiebe auf Hr. W. Schuster verstehen? Wenn aber schließlich behauptet wird, daß bei uns die Operette in der Zeitungsmeinung irgendwie über- oder auch nur geschätzt worden sei, so ist das einfach unrichtig. . . . Man muß manche Sätze (des Ausrufes) mehreremale durchlesen, um dann zur Überzeugung zu gelangen, daß die Suche nach einem Sinn vergeblich war. . . . Heimkehrerstimmung, Heimkehrerphrasen . . . Seitenhiebe auf unsere Erzieher, . . . Sie (die Erzieher haben) in stiller sachlicher Arbeit ihre Pflicht getan . . . Dazu war dieses große „Ahnen“ von dem der Ausruf spricht, daß die Jugend es mehr hätte, wie ihre auch einmal gewesen Erzieher, eine unbedingte Voraussetzung. . . . Von den angekündigten Mitarbeitern Gleichgesinnter aus Deutschland erhalten wir einstweilen nur eine Besprechung von Dr. Kurt Jarek über das jüngst erschienene Buch Goudenhove-Malergis „Pancuropa“. Das ist keine Empfehlung für die Zeitschrift. . . . Wenn dieses die angekündigte Einseitigkeit ist, so müssen wir sie entschieden ablehnen. . . . Cohen-Postheim . . . der . . . aufgelegtste . . . Schwindel . . . Deutschland und seine Auslandsdeutschen haben alle Ursache, den germanisch-japanischen Rassenmischling (Goudenhove-Malergi) abzulehnen. Auch danken wir für eine Empfehlung von Heinrich Mann und Genossen . . . „Gerechtigkeit, meine Herren, Gerechtigkeit“ von Heinrich Horvat mit der geschwollenen Widmung „für Frau Dora Brachvogel“ . . . gerügt werden (muß) . . . die Eitelkeit

Recht
Einzel

des Kritikers, der seine Belesenheit leuchten läßt. Solche Kritik, wie die Hermann Roths, dient . . . in erster Reihe der Belustigung und mehr oder weniger harmlosen Klatschsucht . . . Der Beschnitt ist etwas zu knapp, der Druck des Umschlages leider nicht tiefschwarz, die Droht-
 heftung . . . ungünstig, unschön . . . Satztype . . . Wir haben es hier mit einem kleinen Kreis von Entwurzelten zu tun, die mit unserem siebenbürgisch-sächsischen Volksleben keinen Zusammenhang haben, die aber, vielleicht aus Oppositionssucht und getrieben von Verdrängungs-
 erscheinungen . . . harmlos . . . teilweise belustigend . . . Ob . . . Heranziehung reichsdeutscher „Intellektueller“ . . . nicht gefährlich . . . bleibt abzuwarten . . . Bisher konnte man immer die Armut unseres Volkes als Erklärungsgrund für das Eingehen einer Zeitschrift anführen. Eine gegenseitige Erkenntnis ist das Geld eines Mäzens schon wert (?) . . . Die viel geschmähten „instinktiven (instinktuellen) Meinungsmacher“ werden jenseits von Haß und Liebe abwarten . . . In diesem Sinne sei der jungen Zeitschrift . . . das Beste gewünscht!

Aus „Deutsche Tagespost“, Hermannstadt, 27. April d. J. Verfasser anonym. Sperrungen und Text der Klammern von mir.

Unter den Besprechungen, die unsere Zeitschrift erfahren hat, ist eine, die zwar keine Besprechung ist, dafür aber eine Selbstenttüllung des Verfassers. Sie zieht den Schleier von einer Menschenart, der gegenüber einseitig, nämlich ablehnend zu sein, uns umso leichter wird, als der zu Wort gekommene Vertreter selbst auf jedes persönliche Hervortreten verzichtet und somit die Unrisse seiner Unpersönlichkeit nicht belastet hat durch die Vorstellung eines Leibes, die beim Lesen eines unterschriebenen Namens entsteht, ~~und immer etwas von Mitleid oder Bedauern beeinflusst ist~~. Man wende nicht ein, daß der Verfasser gerade einer Rezension, welche unseren Äußerungen die banalsten Motive unter-
 schiebt, die Pflicht habe sich zu nennen — nein, zu seinem Geiste gehört dieser Mangel an Verantwortungsgefühl. Anonyme Brieffschreiber sind mißachtet, anonyme Zeitungsschreiber haben noch keine allgemeine Ver-
 urteilung gefunden; das bedeutet, daß sie einem Bedürfnis entgegen-
 kommen, daß sie ungenannte Vertreter einer bestimmten Menschengattung sind; und die hat hier geschrieben.

Was sie geschrieben hat, ist belanglos, weshalb sie geschrieben hat, wichtig; den sie rührt sich nur, wie ein anonymes Brieffschreiber, wenn sie sich bedroht fühlt. Sie atmet bösen Willen, wie eben aus dieser Kritik eines selbstwylischen Lessing hervorgeht, der seinen Aufsatz in drei Abschnitte gliedert, gewissermaßen theoretische, praktische und synthetische Kritik macht und dabei nichts anderes beweist als die völlige Erfolgslosigkeit, seinem Geiste etwas durch Geist anzuhaben.

Genießbar ist die Länge eines solchen Aufsatzes, die aus dem Bestreben, sich immer wieder der eigenen Verechtigung zu vergewissern,

fehlt
 Em 84

Vgnltinge

stammt, durch *den*umor, welcher *einen* angesichts *des* *Kamm*haften Anstrengung *erzählt*, mit der hier *in* den Wind *gefochten* wird — denn was gibt es *auf* so etwas zu erwidern, wie auf die Behauptung, daß das Eintreten für Joh. Plattner* aus Effekthascherei *geschehen* sei; oder auf den Ausspruch, daß Seitenhiebe auf Fr. W. Schuster gefallen seien, wo doch bloß die Kränker — an anonyme habe ich dabei wahrhaftig noch gar nicht gedacht — getadelt wurden, die einen Fr. W. Schuster zum Dichter machen wollen. Was soll man vollends sagen, wenn meine Feststellung, daß die hiesigen Zeitungsschreiber eher an Operetten als an Joh. Plattner teilgenommen haben, unrichtig erklärt wird, wo doch jeder Operettenabend besprochen wurde, dieser Dichter aber vielleicht fünfmal in siebzig Jahren. Wer findet eine Entgegnung, wenn da behauptet wird, daß Heinrich Mann empfohlen worden sei (obgleich wir ihn als Dichter unbedingt empfehlen)? Was ist nun auf die losgelöste Wut des Politikers zu erwidern, der bei Nennung eines ihm verhassten Schriftstellers, dessen Buch bloß besprochen wurde, ~~hört~~ aus mit den Brustton des Vereinsbarden den Finger in die Klassenfrage tunkt. Wie kann ich ihn mir dabei vorstellen? Entweder mit Köllchen, mit dem Bild der Familie, dem ersten Zahn-Lenchens und einem falsch gerichteten Kompaß an der Uhrkette oder aber falt, jung, betriebsam, Exporteur mit Überzeugungen, Politiker mit Psycho-Analyse: neudeutsche Ausgabe des Journalisten. Daß er als solcher die leidenschaftliche Sprache eines Menschen nicht versteht, der für ein Herzensbedürfnis eintritt, daß er eine Kritik belustigend findet, die große Maßstäbe endlich auch in Siebenbürgen anzulegen wagt, daß er auf die Einwände junger sächsischer Männer gegen ihre Lebensumgebung nur die Feststellung der geleisteten sachlichen Arbeit der Alten bereit hat, zeigt, wie sehr er einfache Tatsachen verkennt. Er sieht nicht, daß die Sachsen nur zehren an dem Geist, der einmal in ihnen Form gefunden hatte, daß die äußere, wirklich gute sachliche Arbeit bei uns nichts ist als der Auslauf einer Kraft, die sich nicht mehr erneuert, daß selbst in der sachlichen Arbeit kaum ein Hauch jenes „Ahmens“ spürbar ist, welches er unsern Führern zuzubilligen wagt. Diese Leistungen sind Nachleistungen früherer Werke. Warten wir 20 Jahre ab — sofern sich der innere Kern nicht erneuert, ~~///~~ wird auch die sachliche Arbeit ziellos geworden sein. Bei uns werden Organisationen angeboten und nicht das, was sie erfüllen sollte. Organisationen sind wie Mäder; sie schwingen lange nach, wenn der Antrieb ausgeht hat — und dieser ist geschwächt, vielleicht schon

* Für Joh. Plattner sind vor Jahren schon Adolf Welschendorfer und Leo Greiner in den „Karpathen“ eingetreten.

tot. Noch greifen die Einzelteile ineinander - selbst diese nicht überall; weshalb wird derjenige als Poseur bezeichnet, der ins Gehäuse blickt und den Staub bemerkt? Wohl weil man einer Zeitschrift die Gedichte bringt, nur die Aufgabe zutrauen kann, daß sie "der literarischen Produktion und dem literarischen Urteil" diene, und fassungslos davorsteht, wenn sie urteilt über Dinge, die im Ressort der siebenbürgischen Journalistik nach Schlagwörtern reichsdeutscher Parteien behandelt werden. Die Zeitschrift Klingsor schert sich um die literarische Produktion einen Teufel und vertritt nur das, was Werte gibt und schafft, auf allen Gebieten, also auch der Literatur, im Interesse der Siebenbürger als siebenbürgische Zeitschrift, aber nicht als volkstümliche Lichtbildermappe.

Die "Entwurzelten", als welche die Mitarbeiter dieser Zeitschrift bezeichnet wurden, sind keine Literaten und Nachäffer des reichsdeutschen Literaturbetriebes, aber durchaus der Ansicht, daß sich aus den regionalen Besonderheiten Siebenbürgens keine Erneuerung finden läßt, weil diese zu schwach und ausdruckslos sind. Wir besitzen Bauern, die schon halb zu Städtern geworden, und Städter, die so viel mit Kleinlichkeiten beschäftigt, dazu durchaus nicht mehr siebenbürgisch sind, daß wir nur in dichterischem Rahmen den verwehenden Reiz siebenbürgischer Eigenart, die hauptsächlich in der Landschaft liegt, einzufangen vermögen; aus solchen bloß noch ästhetischen Werten aber keine Wiedergeburt finden können.

Das Leben der Sachsen ist in das große des deutschen Volkes eingemündet. Wir nehmen aus diesem für uns selbst die Idee. Man staune deshalb nicht, wenn die "Entwurzelten" sich ihm verschrieben haben zum Zwecke des siebenbürgischen Daseins.

Wie aber kann man die Bezeichnung der Wurzellosigkeit Menschen anwerfen, die heimgekehrt sind, weil sie sich diesem Lande verbunden fühlen? Ich stehe nicht an auszusagen, daß die innere Ursache zu meiner persönlichen Rückkehr Heimweh war. Wie aber wirken diese "Entwurzelten" nun in unseren Verhältnissen? Unsere Stadtbevölkerung, deren geistige Anregungen außerordentlich dürftig sind, wird von jeder Äußerung, die über ihrem Niveau steht, erschüttert; sie ist gnadenlos gegen jedermann, der es wagt, sie in ihrer Ruhe anzutasten; sie schließt bedingungslos die Augen über Unwert oder Wert ihrer eigenen Beschaffenheit; übersieht vollkommen ihr Treiben, ihr Herumgeistern zwischen Clique und Protektion, Wahlurne und Taufbecken, Eifersucht, Neid und Verleumdung von Schicht zu Schicht, von Stadt zu Stadt.

Ich weiß wohl, daß solche Gedanken, wie sie hier vertreten werden, eine Unzahl von Menschen beleidigen, daß andere, Selbstgerechte, sie unreif und anmaßend finden; Gott sei Dank, sie sind nicht aus der ver-

standbeherrschten Atmosphäre der Verkleisterer. Aber weshalb wird nicht gefragt: Ob sie wahr sind?

Man sage nicht, daß es in Kleinstädten stets so sei wie bei uns; wir sind an Zahl zu klein, um solche Kleinstädte zu ertragen. Andernorts gibt es Bevölkerungsschichten, die den Einfluß der Kleinstädter aufheben, welcher stets auf örtliche Dinge zielt und die allgemeinen und bewegenden aus der Froschperspektive beurteilt und bestimmen will. Früher waren wir ein Volk, äußerlich geschlossen durch Gewalt, wir hatten keine ideelle Gemeinschaft nötig, obschon sie gerade durch das Gefühl unserer Übermacht da war. Heute hält uns nur der Ablauf der Tradition zusammen, sonst nichts mehr; da ist die dumpfe Stubenluft, die unser Leben umgibt, ein Luxus, den wir uns nicht mehr leisten können.

Den Sachsen täuscht — und das ist das sicherste Zeichen der Beere — der Erfolg eine Leistung vor; immer gibt ihnen das Äußerlich-Getane das Recht, stolz auf sich zu sein. Wie viele Reformen werden da versucht, freilich alle haben ein praktisches Ziel — aber wo ist das innerlich Verbindende, wo die Ehrlichkeit, jene Schäden zu nennen, die nicht in der Organisation liegen, sondern in den Menschen, damit sie erkannt und vertilgt werden? Und erkannt werden sie nur durch Aussage, durch die unzähligen Mittel, welche den Menschen auf sein Wesen aufmerksam machen, durch Stellungnahme, Kunst, schöpferische Wissenschaft, Religion, ja selbst durch Witz und Humor, wenn diese aus einer freien Geistigkeit stammen.

Noch länger zu unserer Lage zu schweigen, wäre unwürdig. Wir Sungen sind Kritik gewohnt, weil wir sie auch in Anspruch nehmen, doch bei der Offenheit, die uns leitet, bei der Unverwurzeltheit mit der sinnlosen Befolgung der Regel, haben wir ein Recht darauf, daß uns mit wahren Einwänden entgegengetreten wird, nicht mit einer Kritik wie von diesem Anonymus, der sogar bis zur Drahtseilerei und zum Beschnitt (welch ein technik-geborenes Wort!) greift, um seine Abneigung auszudrücken und seine oberlehrerhaften Rügen anzubringen. Diese Abneigung kommt aus einer Umgebung, wo es erlaubt ist, den Schreiber einer Besprechung deshalb eitel auf Belesenheit zu nennen, weil er zwei Zitate bringt und einige weltbekannte Dichter erwähnt; aus einer Umgebung, in der man Anschauungsgegner als Volksentwurzelte und als Spielbälle von Verdrängungsercheinungen bezeichnet; aus einer Umgebung, in der man wagt, einen Schriftsteller zu verwerfen, den man gar nicht kennt (wie aus der unveränderten Übernahme eines in unserer Zeitschrift durch einen Druckfehler entstellten Namens hervorgeht, des Druckfehlers Cohen-Porthheim; gleichwohl daraus ersichtlich wird, daß dem Anonymus der

Schriftsteller Cohen-Portheim unbekannt ist, hat er ihn als Schwindler bezeichnet. In seiner Rezension sind sogar die Ausdrücke Selbstbe-
spiegelungen.)

Genug der Beispiele für diese Kritik, die geschrieben wurde, um zu kritisieren: mit einem Ausspruch hat sie Recht, mit der Feststellung des Großs der „Wurzellosen“ gegen die instinktverlassenen Meinungsmacher, besonders die anonymen.

Man hat uns die Worte im Munde verdreht; aus der Einseitigkeit, die wir betonen, wurde eine Festlegung auf politische oder künstlerische Richtungen gemacht. Man scheint nicht verstehen zu können, daß ein Jugenderlebnis, dessen Größe in dieser vergeßlichen Welt zu wenig Köpfe gefunden hat, in solchen nicht mit Außerlichkeiten erklärt wird, sondern — da es die Zeit angeht — mit der Verfassung der Menschheit. Wir sind keine Pazifisten — auch dieses muß erklärt werden — aber da uns das, was um uns vorgeht, auch berührt, wollen wir Partei ergreifen! Und wenn es nun noch notwendig sein sollte, unsere Einseitigkeit zu erklären, so sei es gesagt, daß wir frische Luft haben wollen, und da brauchen wir die dumpfe nicht. Gegen diese sind wir parteiisch, die verstehen wir nicht — da sind wir einseitig!



24-3/1924, Seite 96-103

Recht →

Das schlechte Buch

Nichts regt so sehr auf wie ein schlechtes Buch, dessen Inhalt der Inhaltslosigkeit oder Annäherung entwuchs. Der Anstalt, der Gestalt gefunden hat, beginnt Grinassen zu schneiden, wenn man ihn ins Auge blickt; und doch ist nur sein Schöpfer, dessen Gesicht sich unter dem prüfenden Blick schmerzlich verzieht, weil er mit dem Unsinn, welcher als Gestalt noch eine Mißgeburt ist, unlöslich verbunden blieb. Das Wesen schlechter Bücher besteht darin, daß in ihnen das Wort nicht zum Wort geworden ist, sondern zum Fernrohr, in welchem der Verfasser mit allen Schreibmotiven ein Bild findet.

Das Wort, das jedermann gebraucht, besitzt in dichterischer Sprachfügung die Kraft, über seinen landläufigen Marktwert hinaus ein Künstlerisches auszudrücken, es wird zum Ausdruck innerster Gefühle; es macht sie greifbar. Und dies nicht als Wort der Gedanken, sondern als Wort der Sinnen- und Innenwelt. Es verliert den eindeutigen Begriff und wird in höherem Sinne eindeutig. Es wird neu, erstgefundene Erhellung eines einmaligen Gefühls. Damit aber erhält es zuerst und im Gegensatz zu seiner Verwendung in der Alltagssprache und in der Mitteilungssprache (in Zeitungsnachrichten oder wissenschaftlichen Fachabhandlungen) eine feste Fassung, die ihm geheimnisvoll erst jenen höheren Sinn gewährt; es wird zum Baustein an der Form oder zur Form selbst¹⁾. Erst in der Formung ist das Leben fassbar gemacht und die Form, einzige Möglichkeit des Menschen, sich und damit das Leben auszudrücken, ist als Kunst das Leben selber. Wort ist das Material- oder auch der Ton, die Linie, der Stein, kurz: der menschlich innerste Kern, jener unvergängliche Lebensteil, der im Menschen gefangen liegt und keiner Mitteilung fassbar ist, braucht und sucht ein Mittel zur Offenbarung. Dieses Mittel als Material der Kunst stellt sich nur demjenigen zur Verfügung, der offenbaren kann, dem Künstler.

Der Maler, der Musiker, all jene Künstler, deren Material nur Kunstmaterial ist, welches nicht jedermann benützt, um etwas Nichtkünstlerisches zu vermitteln, unterstehen dem Gesetz ihres Materials, dem Künstlerischen. Sie vermögen entweder Seelisches auszudrücken oder nicht; an dieser Fragestellung entscheidet sich ihre Berufung.

Der Schreiber aber, dessen Material auch allgemeiner Benützung untersteht, darf in dieser Fragestellung eine Aburteilung finden und doch wird er vielleicht etwas zu sagen haben als Mitteilender, als Verkünder

¹⁾ Karl Kraus sprach zuerst vom Wort als Mitteilung & vom Wort als Ausdruck

und

von Nachrichten oder Tatsachen; sein Wort ist eben Mitteilung, nicht Aussage eines Urmenschlichen, und unterscheidet sich sprachlich in keiner Weise vom Worte der Marktfrau, die den Preis ihrer Eier ausruft. Er hilft der Sprache zur Erfüllung einer ihrer Aufgaben, ist aber kein Dichter, er beugt sich den Sprachgesetzen, ihm fehlt aber das eigene Gesetz für die Sprache, das diese zum Kunstwerk umgießt; oder besser: er untersteht dem höheren Gesetz der Sprache nicht, durch das er zum Dichter würde.

Der Hörer und Leser literarischer Werke unterscheidet sich vom Betrachter eines Bildes und dem Musikgenießer dadurch, daß er sich von der eigenen Unfähigkeit zur Wortgestaltung verleiten läßt, in der Wortzusammensetzung der Mitteilungsrede ein Dichtwerk zu sehen, wenn deren Stoff ihm behagt. Zwar hindert ihn die Scheu vor der fremden Leistung in einer ihm verschlossenen Welt (wie in der Malerei) deren innere Gesetze anzurühren, wenn er auch meistens keine Ahnung von dem Wert, der Leistung und kein Urteil über das Geleistete hat; dort aber, wo ihm scheinbar — da er ja auch reden kann — das Gebiet offener ist, wirft er Kunst und Mitteilung durcheinander. Und weil er in der Wortkunst versteht, was gesprochen wird, meint er auch zu verstehen, was gestaltet wurde; das heißt, er wird dort, wo ein vermeintlicher Anflug an dichterische Fügung erinnert, die Mitteilung zum Dichtwerk machen, oder noch häufiger dort, wo die innere Leere des Verfassers die Mitteilungsrede aufschmückt, bis diese selbst als solche keinen Wert mehr besitzt, den Mangel an Sachlichkeit in der Darstellung zur Dichtung umstempeln.

So ist es möglich, die Gründe festzustellen, aus denen schlechte Bücher verkannt zu werden pflegen, gleichzeitig ließe sich die Anleitung zu der Abfassung wertloser Literatur geben. Die Gerechtigkeit des Schicksals äußert sich auch im Schreiben der Nichtberufenen. Wer berufen ist, dem führt Erlebnis am Leben oder Erlebnis am Wort — also immer das Lebendige — zum Schaffen, den Schreiber schlechter Bücher, der ein anständiger Mensch sein mag, Anmaßung, ganz gleichgültig, ob er nun tatsächlich überzeugt ist, ein Kunstwerk geschaffen zu haben, oder ob er bewußt geschwindelt hat, ob er aus innerer Nötigung oder aus Berechnung zur Arbeit gekommen ist. Die Unfähigkeit zum Schaffen wird immer auch im Motive einen Mangel aufdecken; doch läßt das wertvolle Geschaffene ein unsauberes Motiv vergessen. Es ist denkbar, daß ein Dichter aus gemeinster Berechnung ein Werk schafft und dieses gut ist, dann ist aber die Absicht nicht das Urerlebnis, sondern die Arbeit selbst ist es, während der dem Dichter das Gewollte zum Erlebnis wurde. Umgekehrt aber darf ein schlechtes Werk niemals zum Rückschluß verleiten, daß es

Ausdruck eines reinen Erlebnisses sei und der Verfasser bloß nicht schreiben könne. Erlebnisse in Kunstform bringen, wird der Rein-Empfindende nur dann wollen, das heißt: müssen, wenn er Künstler ist, derjenige aber, der sein Erlebnis darstellen will, wird immer in diesem Wollen schon eine Selbstüberhebung eingeschlossen haben. Ebenso wie der echte Dichter, der einmal ein schlechtes Werk verfaßt. Im Einzelfall lassen sich unzählige Mischungen feststellen: ein Werk ist undichterisch mit dichterischen Einschlägen.

Der Unterschied zwischen dichterischem und schriftstellerischem Schreiben bedeutet eine Wertung von vornherein. Beim Dichter ist das Erlebnis maßgebender als beim Schriftsteller, bei diesem die Form. Der Dichter gibt unmittelbaren Aufschluß über einen urch menschlichen Tatbestand; da aber nur die Form dessen Ausdruck sein kann, unterscheidet er sich vom Schriftsteller grundsätzlich nicht, doch vermag er, erfüllt von den Hintergründen jeder Kunst, die Form oft zu vergewaltigen und sie wird ihm dienen — hier ist eines der größten Wunder des Wanders Kunst! Der Schriftsteller als derjenige, dem die Form Erlebnis ist, wird menschlich leerer sein und doch nie ganz leer, sonst wäre die Form ohne Inhalt. Beide aber sind scharf nicht zu trennen, weil schon die verschiedenen Gattungen dichterischen Ausdrucks eine Mischung dichterischer und schriftstellerischer Äußerung verlangen. Eine Lyrik als schriftstellerische Leistung gibt es nicht, sie wäre Gerede, das Drama als Ausfluß der Formlosigkeit ist sinnlos, trotzdem gerade in diesen beiden Gattungen die Form festeren Gesetzen unterworfen ist als in der Novelle und im Roman, deren Wesen durch die stoffliche Gebundenheit immer eine Mischung zwischen Dichtung und Intellekt darstellt; denn sie verlangen Mitteilung von Geschehnissen und geben im Geschehen erst das Urwesentliche. Und so ist der Dichter der freie, nicht an die Tatsachen gebundene, aber Sinn-Getriebene, der Schriftsteller der Verstand-Getriebene, des Stoffes Bewußte und diesen zum Sinn formende. Je näher er diesem kommt, umso größer ist der Wert im Werk und er als dessen Schöpfer.

Beiden, also dem Sinn-Getriebenen und dem Sinn-Suchenden gegenüber steht — außer dem Mitteiler, der hier nicht interessiert — der schlechte Schreiber. Er ist derjenige, der Dichter sein will und weder Schriftsteller noch Mitteiler ist. Und dies deshalb nicht, weil er nichts zu sagen hat. Hätte er es, so würde es durch ihn zum Nichts werden, denn es würde nichts, als es ihm ins Bewußtsein trat.

Er ist Verfasser der Kolportage, jener literarischen Gattung des Unsinn, welche eine verlogene Phantasie zum Vater und die verlogene Phantasie bestimmter Menschen zum Hörer hat. Er ist auch Verfasser

jener unerträglichen Gattung von Schriften, die geradewegs das Dichterische nachahmen wollen, ohne jede Phantasie, die sich im Schundroman immerhin dokumentiert.

Und hier ist er Verfertiger der Sinnlosigkeit, die sich als Schmalz niederschlägt und die Butter, die er auf dem Kopf hat, beweist.

Ich will an Beispielen einige Merkmale jedes schlechten Buches aufzeigen. So schildert der Verfasser eines siebenbürgisch-sächsischen Buches*) die Überwindung von Schwierigkeiten, die sich bei Nüchternung in einer Berghütte ergeben, folgendermaßen:

„Die Schlaffrage war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, konnte aber dann glücklich im Sinne:

Hier die Herren, dort die Damen
gelöst werden.“

Es ist für den Spießbürger, der sich hier enthüllt, indem er eine Frage entdeckt, wo andere Menschen bloß aus Schlafen denken, und diese Frage zu der seinen macht, indem er sie von den besonderen Verhältnissen nicht gleich entscheiden ließ, unverständlich, daß er ohne weiteres eine Person seiner Erzählung diesen Tanzstundenvers hätte sagen lassen können, daß er aber ihn niemals selbst sagen durfte, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte. Der Vers, in dessen „Sinn“ die „Schlaffrage“ gelöst wird, erinnert Menschen mit Sprachgefühl sofort an die Aufschrift eines Bahnhofsabortes, weil der Verfasser ihn ohne Situationsbegründung, das heißt ohne ihn einer Person in den Mund zu legen, niederschreibt; er kennt eben wie alle schlechten Schreiber die Gefühlsbedeutung seiner eigenen Sprache nicht. So sagt er zum Beispiel:

„Ich habe seit jeher zu denen gehört, die die Gipfel der Karpathen mit Vorliebe bewundern . . .“

Den Sinn dieses Satzes erfährt man nicht leicht. Bewundert der Verfasser — da ja auf „Vorliebe“ der Ton liegt — die Gipfel der Karpathen vornehmlich und andere Dinge weniger oder bewundert er bloß die Karpathengipfel, und andere Spitzen ungern? Nein, er will ausdrücken, daß er Berge „mit Vorliebe“ nicht besteigt und diese daher von unten betrachtet. Hätte er gesagt: Ich gehöre zu denen, die lieber auf die Gipfel als von den Gipfeln blicken, — wäre der Satz sinnvoll, aber er konnte es nicht, weil er bloß das Sprachrohr für den alten Witz aller Nichtbergsteiger war, den er weitergibt ohne ihn empfunden zu haben. Er scheut sich, einfach zu sagen, daß er die Berge lieber von unten ansieht; das wäre noch nicht „wikig“ und nicht „dichterisch.“

Bis zu welchem Grade dieses Buches Smithen um „gewählte Form“

mit Lächerlichkeit belohnt wird, zeigt folgender Satz desselben unüber-
trefflichen „Dichters“:

„Droht ihm dann und wann der Faden (der Rede) zu entgleiten
aus der schweligen Hand, so griff er seine Zuflucht zu Parallelismen,
der dichterischen Hauptfigur der hebräischen Psalmen und nicht um-
sonst war er sehr bibelfest.“

Dieser Satz ist schon ein Knäuel aus Dialekt und Unfähigkeit, zu
sehen, ein Bild zu fühlen, es darzustellen. Hinter all diesem ist ein
Phrasenempfinden und all dieses ist Phrase. Nicht daß bei schlechten
Schreibern die einfachsten grammatischen Regeln immer verletzt
werden — so folgt bei unserem Beispielgeber auf jede Steigerung ein
„wie“ — oder daß überall der Heimatsdialekt in den unglaublichsten
Wendungen aufleuchtet und den Hörer zu brüllendem Lachen bringt —
so schreibt unser Verfasser: „Tumes war da ganz anderer Meinung.
Oder hatte er nicht vierzig Jahre . . .“ („Oder“ in der Bedeutung
von „hatte er denn nicht“) — nicht diese Entgleisungen sind das
Wesentliche an der Schreibweise des Dilettanten. Die Verschommen-
heit der Darstellung, das Fehlen jeder Sachlichkeit, die Unfähigkeit, ein
Gesehenes auszudrücken, diese Mängel sind alle Ausfluß des Einen:
des fehlenden Gefühls.

Der Dilettant stellt dar, was er hörte, er gestaltet nicht sein
Eigentum; aber er erlebt das fremde Eigentum auch nicht nach, wodurch
es zum Eigenerlebnis würde wie beim Dichter. Er empfindet innerlich
eine Unsicherheit, sucht sie durch „schmückende“ Beiwörter zu verdecken
und verschmückt Anschaulichkeit und Sachlichkeit. Seine Mädchengestalten
haben natürlich „fleischrote“ Lippen. Wer weiß, wie solche Figuren
aussehen: „stättliche, hochgewachsene, breitschultrige Männer, beliebt und
angesehen in der Gesellschaft“? Es gibt doch Millionen solcher Männer;
warum ist nicht dasjenige gesagt, was an den dargestellten Figuren
einzigartig ist? Weil der Dilettant dies selbst nicht lennt. Er sieht
immer nur das Alltägliche, ihm wird der Alte Fritz zu einem Mann,
der einen Sechsstock benötigt. Seine Phantasie ist unecht, unschöpferisch,
in jedem Fall in eine Norm zu fassen, er ist Spieghbürger, Dandy, in
jedem Fall irgend ein vorhandener Typus, nie sein eigener und deshalb
sind seine Gestalten immer sein Typus, also keine Typen.

Und so ist der Dilettant selbst ohne Leben; seine Sprache aber
urteilt ihn ab als einen Menschen, der, unfähig zur Selbsterkenntnis,
sich den Besitz des Tiefsten anmaßt, indem er einige Mittel künstlerischen
Ausdrucks als Kulissen um das Spiel seiner Lächerlichkeit aufstellt. Ihm
fehlt eben, was Dürer vom Maler forderte, daß er innerlich voll Figur sei.

Notm.

Kepf 1/1924, Seite 361 - 365

Stiller
 <Glossen, ~~und~~ Lob und Stich > - 1924

Wovon man spricht. Illustrierte Wochenschrift. Kritik, Satyre und Humor.
 Dieses Blatt, seit Februar herausgegeben, scheint örtliche Verhältnisse seiner Heimatsgemeinde Hermannstadt geißeln zu wollen. Abgesehen von wenigen ernsthaften Artikeln, enthält es Gedichte, die einen ärgern, Kritiken, über die man lacht, und Witze, bei denen man traurig wird. Vergebens sucht man die im Titel versprochenen Satyre, die am Auftreten entweder das fehlende Plural -n oder die, trotz der Mitarbeiter Castor und Pollux, zu wenig griechische Umgebung gehindert hat. Statt der Satyren findet man Satire genug - nach diesem Geplänkel mit der Rechtschreibung - in den Namen, mit welchen die Autoren ihres Geistes Spiegelbilder als solche bezeichnen; denn wer sich Koko, Ricco, Esekiel oder J.Oy heißt, merkt zwar die Ironie nicht, die darin liegt, daß er so heißen muß, läßt sie aber andere empfinden. Atemraubend ist der Schwung, mit dem hier der Dilletantismus in die eigene Unbegrenztheit sprengt.

Kpf 1/1921, Seite 38

Heinrich Zillich

Pehr

alles weitere diesem anschließen bis 1925

De Tarokpartie uch ander lastig Geschichtcher vum Schuster Dutz.

(Franz Wendler, Mediasch 1923) Endlich eine gute siebenbürgisch-sächsische Satirensammlung. Ihr Objekt ist der Bürger der sächsischen Kleinstädte. Nicht eine übertreibende Erfindung schafft hier den Anlaß zur satirischen Betrachtung, sondern mit einer Ausnahme die einfache Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse, die an und für sich nur zwei Stellungnahmen zulassen, die ablehnend-polemische, künstlerisch kaum verwendbare und die eben hier gewählte satirische. Schon der Stoff trägt die Satire in sich, der Dialekt aber ist mit ihm so verwachsen, daß dieser selbst wieder zum satirischen Material wird. Wenn allein solche Geschichten in diesem Bande ständen, wäre der Ausdruck Satire bloß mit Einschränkungen benützbar, aber eine der Erzählungen "Det Kulturfliten" ist durchaus gehoben aus der Wirklichkeit, übertreibt deren Möglichkeiten, führt sie zur letzten Konsequenz und ist in der Erfindung so originell und belustigend, dabei sachlich erzählt (wie auch die übrigen Geschichten) und innerlich so wahr, daß wir in ihr ohne Zögern die beste siebenbürgisch-sächsische Satire erblicken müssen.

Ref 3/1924, Seite 146
Heinrich Zillich

Pehl

Ein Ritz ins Blaue. Unter diesem Titel liegt 3.— im Sieb. Deutschen Tageblatt am 15. Mai d. J. die praktischen Vorschläge meines im 2. Hefte dieser Zeitschrift veröffentlichten Vorfasses über die deutsche Theaterfrage in Stebenbürgen ab. Wenn er mir auch ein ehrliehcs Wollen zubilligt, findet er doch, daß ich nichts als eine „idealistisch ausgepinnene Utopie“ mit „selbstherrlicher Zarathustragoste“ vertreie.

forderte Dezentralisierung. Kulturelle Aufgaben nicht besser bewältigt als die heutige zentrale Leitung; ob eine vierzigjährige Theaterbeobachtung, die er besitzt, die Frage der Operette nicht so sehr nach alten und so wenig nach neuen Erfahrungen löst, ob vor allem die Forderung, daß Nachleute an der Theaterregie teilhaben, nicht begründet ist.

Ich kenne so ziemlich die Theaterverhältnisse Berlins, und zwar nicht nur aus dem Zuschauerraum, und kann sagen, daß sich noch heute, trotz der deutschen Goldwährung und der Meinung von J., sehr gute zur Zeit heilungsfähige Schauspiel- und Regiekräfte zu erfindlichen Wogen verpflücken können.

Relativ

Heft 3/1924 Seite 119-120

Wachet und filmet! Das Honterusfest in Kronstadt ist gefilmt worden. Der Film führt die Ausdrucksmittel des Lichtspiels bis zur letzten Konsequenz, zur vollendeten Schwarz-Weißwirkung, zum Spiel von Silhouetten auf grellbesonntem Hintergrund. Die Aufzüge, zu schnell gekurbelt, rasen vorüber, als glüge es — wie ein Bekannter sagte — zum Kammsbrüstlesien und nicht ins Grüne. Voran ging die Stadtkapelle. Kinder, Vereine springen vorüber mit durchgedrückten Knien, Schnellläufer, Automobile sausen — Sinnbilder des ungeheuren Andrangs zum Feste. Ein Motorrad fährt vor dem staunenden Publikum unentwegt im Kreis herum. Plötzlich sichtbar, beinahe erkennbar tauchen Redner auf aus einer Flut von geschwenkten Hüten. Dann Turner — sie turnen natürlich. Dann einsam das Denkmal, die rechte Hand des Honterus gerichtet auf die alte Schule, in der linken die metallene Schulordnung. Um die Ecke der Kirche eilen wohlbeleibte Männer heran — der Zwischentext verkündet: „Abiturienten des Jahrganges 1894“ — sie schütteln sich die Häute, alle zehn kräftig und hurtig die Häute. Und das ist wahrhaftig gefilmt und vorgeführt worden, als Ausschnitt aus dem Leben und Treiben Kronstadts, so als wollte man sagen: „Sieh, da kommen plötzlich Männer vor das Honterusdenkmal, und wenn sie sich die Hände drücken, sind es alte Schulkameraden, die hier ihr Maturajubiläum feiern, schlicht, aber männlich. Das passiert an jedem Honterusfest. Da ist gar nichts dabei. Wir drücken uns alle einmal vor dem Honterusdenkmal die Hände und werden dabei gefilmt. Das ist nun einmal so bei uns.“

Die Kirche wird gezeigt, und da die Bildhöhe sie nicht fassen kann, läuft der Blick an den Mauern hinauf. Der Turm fällt auf den Rücken vor diesem Ausweg der Technik. Das alte und neue Gymnasium beugen gleichfalls die Dächer zurück. Dann gehts über die Gasse in Kronstädter Straßen, in denen Statisten mit Seitwärtsblicken ungezwungen promenieren. Und schon sind wir am „Treffpunkt der eleganten Welt“ angelangt, beim „Kino Modern“. Als Vertreter dieser Welt spaziert der Besitzer heran.

Hier wird das Durcheinander zum Weichselzopf aller Verfilzung: Honterus und Kino, Musik und Matura, Kirche und Motorrad, Religion und Kellame, Kellame und Geschäft. Eine freudige Aussicht eröffnet sich: Im nächsten Jahre werden Sie, Herr Besitzer, den bronzenen Honterus von seinem Sockel heben und vor Ihren Bretterpalast stellen, in seiner Linken statt der Schulordnung das neueste Sensationsprogramm und den rechten Zeigefinger gerichtet auf den lichterglänzenden Eingang zum Treffpunkt der eleganten Welt.

Der Nibelungenfilm. Für mich wird die Frage, ob ein Film Kunstwerk sein könne, durch die Tatsache entschieden, daß es Kinostücke gibt, die an mich gerührt und eine Erschütterung in mir erzeugt haben, die anderen Kunstgedrücken entspricht. Filme wie „Anna Bolyn“, wie „Tragödie der Liebe“, beide schauspielerisch getragen von Emil Jannings, sind Vorläufer einer noch nicht allgemein erreichten Lichtspielkunst.

Durch die Geschäftstüchtigkeit der siebenbürgischen Kinobesitzer ist es möglich geworden, auch bei uns große Filme zu sehen. Uns rückt dies aus der provinziellen Abhängigkeit von der Tagesmeinung der Großstädte und führt uns zur Frage, ob wir ein Publikum besitzen, das in der Flut des Gespielten das Gute — und das ist beim Film außerordentlich selten — erkennen kann.

Fährnot
Recht

2 x das große, dem böhmerischen Reformator Siedenburgens, Johannes Honterus, benannte, im Juni stattfindende Volksfest Kronstadts

Kr. 5/1924, Seite 198

Als bedeutendster Film der letzten Zeit wird der Nibelungenfilm angepriesen.

Eine Grundfrage springt hier auf: Ist es möglich, Literatur auf die Leinwand zu bringen? Das Lichtspiel, noch zu jung, gestattet uns nicht, schon heute eine Antwort zu geben. Es bleibt bloß festzustellen, daß die Lösung, die hier gesucht wurde, verfehlt ist. Der Gegensatz zwischen den auf Handlung beruhenden Ausdrucksmitteln des Filmes und der seelischen, unsichtbaren, wenn auch episch bewegten Ausdruckskraft des Nibelungenliedes zerreißt die Einheitlichkeit der Regieführung, zwingt einerseits zur Betonung der Schlachtenbilder, der Geschehnisse, und taucht die zarten Szenen in eine sentimentale Patschschüe. Es offenbart sich ferner, daß der Regisseur Fritz Lang die Gestalten der Nibelungen nicht gleichmäßig auffaßt, er schwankt zwischen dem Liebe und dem, was das Volk von dessen Helden träumt; im Liebe sind — was immer vergessen wird — Menschen mit starken Trieben, keiner sittlich rein, alle mit guten und bösen Eigenschaften, eben Menschen, geformt von einem ganz großen Dichter; das Volk aber, sieht die Lichtgestalt Siegfried, die treue Kriemhild, den finsternen Hagen, den singenden Volker usw. Eine dieser beiden Auffassungen war unzulänglich, die erste dichterische, menschlich wahre hätte das reifere Bild gegeben, eine Welt; die zweite das Jugitück. Und von dieser zweiten wird Fritz Lang geleitet — nicht immer; es gibt Szenen voll Leben, wenn sie auch durch die Mittel des Filmes bestimmt werden (Kampfbilder, Mitte, die Hunnen), aber die Gestalten sind einseitig, der Siegfried aus dem Plakat einer Bonbonfabrik geschnitten, der Gunther ein Schwächling, Hagen ein sinnloser Totschläger, Brunhilde eine Modeljüdin aus Berlin W, Volker ein winselnder Lautenspieler, Kriemhild, auch als schauspielerische Leistung miserabel, keine Frau, sondern zuerst ein Püppchen, später eine starre Bildsäule, ohne Leidenschaft.

Diese Figuren sind auf die banalste Formel gebracht. Ihrer Einseitigkeit kommen Regieeinfälle entgegen, die geradezu aufreizend sind durch Lächerlichkeit: der Baum, der so stark blüht, daß man die Papierblüten rascheln hört, die Waldstämme, die so glatt und hoch sind, daß sie nur aus Pappe sein können, die tanzenden Kinder inmitten der Heide; in diesen Einfällen verrät sich die intellektuelle Phantasie, die das Große der Ereignisse in der Landschaft irgendwie symbolisieren zu müssen glaubt — deshalb sind auch die Wälder stets abenteuerlich wild und düster. Eine solche Phantasie veragt sehr oft auch an den Szenen, die schon im Liebe filmisch verwertbar daliegen; so wird die sehr leicht darzustellende Episode vergessen, wo Gunther von Brunhild im Schlafzimmer an den Nagel gehängt wird, vergessen die Donauweibchen und vieles andere. Daß im Film Geschaffene verliert durch diese Phantasie seine Glaubwürdigkeit.

Die schauspielerischen Leistungen sind mit wenigen Ausnahmen schwach. Deshalb ist kein großer Schauspieler für diesen Film gewonnen worden? Was da mitspielt, ist Pö, ist Puppe, kein Mensch. Gut ist das äußerlich Bewegte, gut die Photographie. Das, worauf es ankommt, das Menschliche, ist ungestaltet, verschwemmt von der Absichtlichkeit, mit der Geschehen und Helden volksverständlich gemacht worden sind.

Me/L 5/1929. Seite 199 - 199

Reiz

Zum Schulkampf. Im parlamentarischen Kampfe um die staatlichen Minderheitenschulen, um diese Relaisposten, wo die Sprache der Vergangenheit mit der neuen Stafette in die Zukunft geschickt wird, haben sich die sächsischen Abgeordneten in einer ebenso würdigen wie mutigen Weise als Vertreter des besseren Prinzips behauptet. Wenn ihnen ein voller Erfolg versagt war, so ist die Genugtuung, daß unser Recht rechte Verteidiger gefunden hat, dennoch vollkommen. Die Dankbarkeit, die ihnen gebührt, wird vielleicht nicht so allgemein empfunden und ist doch verdienter, als wenn sie auf der ganzen Linie gesiegt hätten, weil sie zum Worte gefunden haben, trotz dem Bewußtseins, vergebens gegen eine von vornherein entschlossene parlamentarische Mehrheit anlaufen zu müssen. Es ist ein Zeichen von persönlichem Wert, wenn man vor der venetianischen Organisation einer Regierungspartei - deren Aufgabe darin besteht, die Wortbedeutung ihres Parteinamens durch Taten ins Gegenteil zu verkehren - sich so zu behaupten weiß, daß nur die zahlenmäßige Übermacht als einzige Erklärung für den Sieg dieser Partei übrig bleibt, nicht aber, wie es bei liberalen Parteien sein sollte, die bessere Sache.

Vor der Rede Dr. Hans Otto Roths, dessen Ausführungen so oft durch Einwürfe einer Geistigkeit, die zum Lachen reizt, gestört wurden, dessen Entgegnungen aber den Niveauunterschied zwischen dieser und der seinen fühlbar werden ließen, möge für uns, Deutsche des Landes, nur das Gefühl des Stolzes Platz haben. Im Kampf der Gesinnungen, die hier aufeinanderprallten, sind wir Sieger - man erkenne das mit Freude aus den Erwiderungen, den Zwischenrufen auf Worte unserer Abgeordneten, denn was da gegen sie laut wurde, war ein sehr bewußtes Wegspringen vor der Wahrheit. Wir sind am schrankenlosesten moralische Sieger vor dem Minister - Anghelescu heißt er - , der, zum Pädagogen eines Landes bestellt, die Fibel als Waffe gegen die Minderheiten schwingt.

Kfr 5/1924, Seite 196.
Kernsch. Z. Müller

Der Totschweiger des Klingsor, Dr. Fritz Theil, erkennt mich an, indem er nichts von mir wissen will. Es stellte sich nämlich heraus, obgleich er alles, was mit mir im Zusammenhang steht, wegen meines Aufsatzes "Die Entwurzelten" in seiner "Deutschen Tagespost" totzuschweigen erklärt hat, daß^{er} es nur auf das Wort "Klingsor" abgesehen hat. Er veröffentlicht am 19. August ein Schreiben aus Kronstadt, das die Musikveranstaltungen, den Kunst- und Buchladen unserer Geschäftsstelle lobt, wobei er bloß den Namen "Klingsor" streicht, so daß ein Fremder nicht weiß, wer dieses "Kunstunternehmen" ist, bei dem man im "nüchternen Treiben des Alltags ein paar Augen voll Kunst genießen kann."

Wer wird eine Zeitung wegen mangelhafter Berichterstattung schelten, wenn der Hauptschriftleiter Prinzipien wahr! Ihm kommt es eben auf den Kern an. Er lehnt den Rock ab, das, was darin steckt, nicht. Zwar stecke ich darin, aber öffentlich zeigt dies nur der Name "Klingsor" an, also - weg mit dem Rock! Der Inhalt sei gelobt! Ja aber - ich gehöre zu diesem - also weg mit dem Inhalt. Nein! den lobt er gerade. Wie also? "Klingsor" ist Zillich, weg mit ihm! Die Sache ist gut - Zillich ist auch dabei - weg mit...nein, er lebe hoch!

Ich komme nicht mehr mit, ich verstehe nicht. Wo ist die Synthese? Da lobt die Zeitung und sagt nicht, wen sie lobt. Sie teilt eine Auszeichnung aus und läßt während der Dekorationsfeier den Geehrten verschwinden. Nun steht sie da mit dem Orden in der Hand. Wo ist der Ausgezeichnete? Haltet ihn - im Gegenteil, fort mit ihm! Er verdient die Auszeichnung - das mußte man sagen - aber sie ihm auch geben? Bewahre! ~~Prinzipien.~~

6/1924, Seite 239-~~240~~ 240

Heinrich Zillich

Peter

Der sechzigjährige Wedekind. Die Deutsche Tagespost⁴ (Hermannstadt, 27. Juli 1924) teilt in einem Aufsatz über Frank Wedekind mit, daß der Dichter "heute 60jährig" ist. Das wußten wir nicht; wir hielten seinen Tod für Tatsache. Aber wenn 6 Jahre nach seinem Ableben solches festgestellt wird, bleibt immerhin manches Für und Wider zu erörtern, nicht nur hinsichtlich seines Todes, sondern sogar bezüglich seiner Geburt, was die Tagespost gleich besorgt und zwar so: "Die Zwiespältigkeit seines Lebens, seine übermäßig erotisch eingestellten Stücke, mit ihren nicht geringen (!) Verzerrungen und seine gegenteiligen Aussprüche: 'Nennt mich nicht unmoralisch, ich bin im Gegenteil Moralist, ich nehme alles bluternst' (Wo sind die gegenteiligen Aussprüche?) sind zum größten Teil aus der Abstammung des Dichters zu erklären. Sein Vater war Frise (Soll heißen Friese), der erste seines Geschlechts, der nicht mehr seßhaft (daher sein Wanderleben) war, seine Mutter Schauspielerin (daher seine Theaterstücke). Der Vater seiner Mutter hatte als ungarischer Mausefallenhändler, ~~xxxxxxx~~ ~~xxxxxxx~~ (daher die Erotik) angefangen (was?), hatte dann eine politische Verschwörung angestiftet und war deshalb eingesperrt worden. (vermutlich ist der "Marquis von Keith" der Ausdruck dieser im Bewußtsein des Enkels aufgesparten Erlebnisse des Großvaters). Später in völlige Geistesumnachtung verfallen, starb er im Irrenhaus."

Also, jetzt wissen wirs. Ein Friese, ~~kein Frise~~, wohlgemerkt der erste seines Geschlechts, der nicht mehr seßhaft ist, weiter eine Schauspielerin, ferner ein Großvater, der ~~Händler, kein Mausefallen-~~ ~~händler, ach nein~~ ungarischer Mausefallenhändler, dazu Verschwörer, Sträfling und später wahnsinnig ist - wie können die etwas anderes in die Welt setzen, als eben Frank Wedekind. Das Rezept ist richtig, man probiere es. Die Psychoanalyse liefert es frisch durch die Zeitung. Aus dieser Abstammung können wir Wedekind "zum größten Teil" verstehen samt Lebenszwiespalt, erotischen Stücken und gegenteiligen Aussprüchen. Zum kleineren Teil aber bleibt noch die Frage bestehen, wie er für die Tagespost lebt, ~~da~~ er doch am 6. März 1918 gestorben ist.

Ich fürchte nur, daß er für die Tagespost immer bloß so gelebt hat, wie eine Kartenmappe, in der säuberlich geordnet die Zettel eines Korrespondenzbüros liegen, vielleicht schon seit 10 Jahren (50-Jahrfeier Wedekinds!) immer wieder benützt, wenn irgend ein berühmter Mann der Berechnung nach ein neues Jahrzehnt zurückgelegt haben müßte. Und so fällt eigentlich ihr Aufsatz der Tagespost gar nicht zur Last, sondern jenem Büro, das seine Kunden wie gewünscht bedient.

Hef. 6/1924, S. 239-240
Heinrich Zillich

Kleinmann

„Das deutsche Anzeigenblatt“. Das Blatt, das in einer äußeren Form auf jede im veränderungsbedürftigen Zeitungsweisen bisher unvergleichliche Vornehmheit verzichtet, ist die „Deutsche Tagespost“. Das ist erstaunlich bei einem Blatt, welches früher neben dem jetzt vorwiegend geschäftlichen geschäftlichen auch einen idealen Zweck hatte, der im Gegensatz zur sächsischen „Bairischen Post“ eine Berechtigung fand. Nun aber ist der politische Geist dieses Blattes, dessen Orientierung an amerikanischer Aufmachung und einer reichsdeutschen Partei sich mit Vogerbildern und Leitartikeln dokumentiert (die in Bayern hätten verfaßt werden können), zurückgetreten hinter das Inserat, welches — seien wir gerecht — von deutschem Pathos schwärmt, wenn es eben ein eigenes Inserat ist:

„Was jeder Deutsche Humanitäts wissen muß!“

1. Daß die Tagespost . . . nachweislich die größte . . .

Das genügt, wenn es auch in diesem Tone durch vier Absätze weitergeht, von denen diejenigen, die vom Vertrieb und Absatz reden, vor dem letzten, national besetzten stehen, welcher vom „Schwert“ der Deutschen spricht, als das sich die „Tagespost“ vorstellt. Am Schlusse heißt es, selbst unlogisch für ein Blatt, das die Demokratie gering einschätzt, hier aber in der Menge seiner Abnehmer auch die Wille seiner Leistung sieht:

„Jeder, der dies weiß, werde in Wort und Tat Abnehmer . . .

Wer dies weiß, gehe hin und handle!“

Dieser Ausruf des nationalen Geistes stand in fetten Lettern vor dem Leitartikel, gleichsam als dessen Epilog. Ich erkenne ihn als solchen völlig an und bin überzeugt, daß trotz der Schwermütigkeit „in Wort und Tat“ zu werden, doch wenigstens mit Wort und auch Tat gehandelt werden wird, besonders nach der Leitüre des zweiten Manifestes, das nicht aus der Sphäre des Abonnentengeschäftes losgelassen wurde sondern für eine, die ebenso „feuchte Startis“ braucht, für den Sportkell, in welchem der Berichterstatter eine Rede an die Nation halten muß, wenn:

„Deutschland die Ehre genießt, den schnellstenäufer der Welt zu besitzen“.

Haben wir nun erfahren, was dem Lande zum Ehr-Genuß verhilft, nämlich, daß einer seiner Bürger die besten Weine hat, so erfahren wir sofort darauf, wie sich der Tagespostdeutsche in einem solchen Fall zu verhalten hat:

„Jeder, der sich als echter Deutscher fühlt, wird stolz erhabenen Hauptes . . . Jubel, Freude, Stolz . . . Nachricht in die Welt hinausrufen, auf daß sie wie ein Donner . . .“

Genug, um Gottes Willen! Das sind also die Anforderungen an das deutsche Wesen, auf daß es erkenne:

„Das deutsche Anzeigenblatt Humanitäts ist die Deutsche Tagespost!“

Das ist sie! Wozu sagt sie es noch? Woraus liegt der Nachdruck, auf „das“, auf „deutsche“, auf „Anzeigenblatt“? *Nachf. 1924, Seite 278*

Wirth und die Kunst. In Wirth stellte ein Kaiser seine schwebenden Bilder aus, die ich leider angesehen habe und die von dem einzigen Künstler, der in Siebenbürgen sein Fach beherrscht, von Dr. Wirth, in der Wirth'schen Zeitung ausgedrückt gemündigt wurden. In der folgenden Nummer des Blattes (9. Sept.) regt sich das Volk, vertreten durch zwei Denker, über diese Kritik auf. Ich wundere mich nicht, wenn jemand den Dreck, der ihm wohlgefällt, verteidigt, aber ich jenseits, wenn die *(tendenz)*

Intymen

x Politik des siebenbürgisch-deutschen Bischofs. Menschheit

i k g s

Unmündigkeit ein Schulbeispiel heimtückischen „Kunst“-verführerisches liefert. So verfaßt dieser R. S., der nach dem Kaufmannsdeutsch, das er schreibt, zu schließen, wahrscheinlich nicht Schmutz heißt, einen Geschäftsbericht, der durch das Zukunftsland gleich eine Verleumdung findet zu dem, was hier gänzlich abseitig, ihm aber, weil er es nicht versteht, verbohrt ist:

„Mit stillstem Wohlgefallen hat das Publikum die naturgetreuen Wiedergaben von Landschaften, Stillleben und Porträts des jungen Malers aufgenommen und scheint der überwiegende Teil die natürlichen Wiedergaben höher einzuschätzen als das undefinierbare Gellacke der neuen Richtung“.

So scheint's! Das war ein Fieb, Schmutz, der das eigene Stroh drischt, doch nun laßt' den Say folgen, der wie eine Verdamnung der Konkurrenz klingt:

„Deshalb diesen Kritik empfindet man nicht nur den Mangel einer objektiven Anschauung, sondern es hat auch den Eindruck, als ob der Kritiker deshals, weil er Kunstkritiker ist, die Verpflichtung hätte, alles, was er sieht, in Grund und Boden zu kritisieren.“

Hier ist Herr Schmutz schon ganz aus dem Händchen, nicht nur weil das Publikum nicht gefragt wurde, sondern es hat auch den Eindruck, als ob ihn die Brände der Kunstkritiker überhaupt ärgert: Kunstfick, treff' ich auch, wie er es trifft! Hat denn der Wähler einen Standpunkt? lobt einmal, verdammt einmal — siehe Fall Schmutz — und dieser Schmutz ist ihm sogar dankbar. Nein, Schmutz bleibt bei der Konjunktion, ihm steht „die Anerkennung der freien Masse der Bevölkerung“ höher. Warum denn nicht? Großer Umfatz, kleiner Gewinn!

Nach Schmutz folgt ein zweites „Eingefendet“ von W., der ein Künstler ist und sicherlich Müller heißt. Er sagt zwar dasselbe wie der Kaufmann, aber väterlicher, wenn er müßten:

„In Wirklichkeit legt ein bescheidenen junger Künstler nach gewissem ernstem Mühen, die Produkte seiner Arbeit der Öffentlichkeit vor. In demgegenüber steht ein Abschleichen, auch wenn es gerechtfertigt wäre, am Platz?“

Gerecht, weil es gerechtfertigt ist! Nur ist dieser bescheidene junge Künstler 34 Jahre alt, da müßten die „Produkte seiner Arbeit“ schon besser sein. Das sieht Müller zwar nicht ein, aber er sieht, auch wenn er „nicht Kunstgeschmack findet“ hat, daß der Maler „gewissenhafte Motive“ hat, obzwar „vielen Bildern die Seele fehlt“, doch was schadet das! — es erscheint „die ganze Malerei...“ ausdrucksvoll.“

Da kann sich einer aus. Was ist schon die höhere Mächte des Kunstgeschmackes? Kann der Maler nun etwas oder kann er nichts? Ach, das ist nicht die Frage! Müßte hätte dem Maler „etwas mehr Feinheit und Objektivität...“ ausbehalten lassen“ können. Feinheit angebraten lassen können — wie man das macht, ist zwar nicht ersichtlich, aber dafür zeigt dieser W., daß es in unseren Stühlen genau so viele R. S. wie Schmutz gibt, die jede Gelegenheit, wo die Herrschaft des Stils angegriffen wird, denken, um zu dessen Nutzen zu eilen.

K. H. 7/1924, Seite 278-279

Bemerkungen über Künstler

¹²³
Altrumänische und siebenbürgische Malerei. In der siebenbürgischen Malerei ist, so verschiedene Persönlichkeiten sie auch bestimmen, der Nachdruck auf den inneren Gehalt gelegt, der sich in der Darstellung ausdrückt, während bei den Rumänen die äußere Sprache der Dinge zum Seelischen führt. Die siebenbürgische Malerei ist die geistigere, ihr Weg geht vom Innerlichen aus zum Äußeren, die rumänische vom Außen zum Innen. Sie wird die problemgefüllte Tiefe der siebenbürgischen nicht erreichen, ohne deswegen in der Leistung weniger wertvoll zu sein. Sie besitzt den Vorzug größerer Unmittelbarkeit, größerer Farbempfindlichkeit. Und dies als Anlage, als Erbeil der Rasse und des Landes, obschon der französische Einfluß es überschattet und als das Erstauffällige sichtbar bleibt. Nun ist ein solcher artverwandter Einfluß nicht an und für sich schädlich, wenn nur die Künstler stark genug sind, um ihm zu entwachsen. Die rumänischen Künstler sind es bloß zum kleineren Teil. 1924, 358)....

Kp. 9/1924, Seite 358

→ Diet

Wilhelm Beindorf. Ein junger reichsdeutscher Maler, der irgendwo in den Bistritzer Bergen lebt, zeigte Gemälde, wie ~~wie~~ sie hier noch nicht gesehen wurden. Die Art seines Erlebens mutet fremd an, nicht eigentlich deutsch, sondern verdeutscht... er ist romantisch, das Wesentliche suchend; dennoch empfinde ich ihn als Außenseiter, seine Bilder nicht als Wiederkehr einer gewesenen Malerei, aber als Ausdruck eines gewesenen Gefühls. In diesen leichten wie im Traum erblickten Schneelandschaften, in den blauen Kompositionen oder im Gelb einer Landschaft lebt eine märchenhaft innerliche Welt, die, so schön sie ist, nicht Gegenwart ist, sondern durch die Gegenwart lebendig wurde. Es ist das deutsche Märchen, das Gestalt fand.

aber entstanden oder gewandelt durch fremden Einfluß, besonders japanischen, wieder ins Deutsche verwurzelt wurde. (1924, 359).

→ KfH 9/1924, Seite 354
Pehl

Oskar Gawell... Er ^{er}faßt als Ostpreuße das Eigentümliche der siebenbürgischen Landschaft schärfer als die hier eingeborenen Maler. Seine Bilder sind stets eines Gefühles, umschwebt vom Geruch des Gesehenen, das Erlebnis eingeschlossen in eine von Farben gestaltete Welt. Wie hier ein Rot zur Freude wird, dort ein mattes Gelb die Geborgenheit einer Hütte ausspricht, ist ebenso außerordentlich wie im Ganzen seiner Bilder, deren jedes eine erschlossene Vegetation ist, der Gesang der Landschaft (~~1924, 359~~)...

→ KfH 9/1924, Seite 359
Pehl

Heinrich Schunn. Ein neuer siebenbürgischer Maler, vereinigt eine glückliche Veranlagung für malerisches Erfassen der Natur mit der Leichtigkeit einer von intellektuellen Problemen unbeschwerten Erlebnisfähigkeit... Die Kühnheit, mit der er seine Aufgabe angeht, führt zu Attacken, die oft zu viel Staub aufwirbeln und manchmal vor dem Ziel ^{an}halten. ~~Wmt~~ (1924, 359).

→ KfH 9/1924, Seite 359
Pehl